
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 6 (1978)

DOI: 10.11588/fr.1978.0.49142

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

saxons et français. Cette manière de rappeler la vitalité de la recherche dans les pays voisins a permis à l'auteur d'exposer élégamment les acquisitions de la démographie historique. Les études personnelles de l'auteur et les travaux du groupe de recherches de Giessen constituent l'une des contributions essentielles de l'école allemande. Elle tire largement avantage des possibilités d'exploitation des documents par l'ordinateur. Les historiens démographes restent souvent des artisans; en Allemagne le recours aux grands moyens techniques, à l'instar des pays anglo-saxons, est largement éprouvé.

L'auteur consacre un important chapitre à la présentation de la méthode et de l'analyse démographique sous le titre: »eine problemorientierte Disziplin«. A l'aide de nombreux exemples, il évoque les différents aspects de la recherche depuis le haut Moyen Age jusqu'au vingtième siècle. Les pérégrinations de l'auteur nous conduisent ainsi de l'Islande et des pays scandinaves jusqu'aux régions alpines. L'auteur précise à chaque instant les résultats de la recherche et l'état des questions. Le livre s'achève par la présentation des trois grandes méthodes de travail: le dépouillement non-nominatif (»die aggregative Methode«), la reconstitution des familles, l'étude généalogique. L'ouvrage d'Arthur Imhof qui repose sur une large expérience de la démographie historique constitue une profession de foi; puisse-t-elle être largement entendue dans les pays germaniques.

Jean-Pierre KINTZ, Strasbourg

Jean-Noël BIRABEN, *Les hommes et la peste en France et dans les pays européens et méditerranéens*. Tome 1: *La peste dans l'histoire*. Tome 2: *Les hommes face à la peste*, Paris – La Haye (Mouton) 1975–76, 455 und 416 S. (École des Hautes Études en Sciences Sociales. Centre de Recherches Historiques, Civilisations et Sociétés, 35/36).

Im 1. Band seiner ideenreichen »Kulturgeschichte der Neuzeit« hat E. Friedell 1927 die Pest des 14. Jahrhunderts als »die Geburtsstunde der Neuzeit« bezeichnet: es mache sich jedes Zeitalter seine Krankheiten, »die ebenso zu seiner Physiognomie gehören wie alles andere, was es hervorbringt«. Diese These war damals zwar nicht ganz so originell, wie Friedell annahm, doch hat er mit sicherem Instinkt für die geistigen Strömungen seiner Zeit ausgesprochen, was in der Luft lag und was auch bereits der historischen Forschung einen Anreiz zur Bildung neuer Hypothesen gegeben hatte. Das Erleben der Gegenwart hat, sogleich nach dem Ersten Weltkrieg und verstärkt nach der Weltwirtschaftskrise von 1929, in der Geschichtswissenschaft zu neuen Fragestellungen angeregt und die Erforschung von »Pest, Hunger und Krieg« als geschichtsmächtigen Faktoren gefördert. Noch im Lauf der dreißiger Jahre erschienen wegweisende Arbeiten von W. Abel, M. Postan, von F. Simiand und E. Labrousse. Der breite Durchbruch solcher Fragestellungen erfolgte aber erst nach 1945 und im wesentlichen in Frankreich, wo die Erforschung von demographischen, sozialen und wirtschaftlichen Krisen in der europäischen Geschichte seit dem 14. Jahrhundert ein

dominantes Thema geworden ist. Institutionelle Brennpunkte dieser Forschungsbewegungen wurden die Zeitschrift ›Annales‹ und die ›Sixième Section‹ der ›École Pratique des Hautes Études‹, die neuerdings als ›École des Hautes Études en Sciences Sociales‹ selbständig geworden ist.

In einer ihrer Buchreihen ist das bedeutende Werk von Biraben erschienen. Der umfangreiche Stoff ist klar gegliedert. Im 1. Band wird zunächst die Naturgeschichte der Pest dargestellt, und zwar in Kap. I die aktuellen epidemiologischen Erkenntnisse, in Kap. II die Chronologie und Topographie der Pestwellen. In Kap. III werden verschiedene, die Ausbreitung hemmende oder fördernde Faktoren erörtert. Das umfangreiche Kap. IV behandelt die demographischen Folgen der Pestepidemien und leitet über zum Thema des 2. Bandes, der das Verhalten der Menschen gegenüber der Krankheit zeigt: ihre Deutungen des Geschehens (Kap. V) und die aus diesen resultierenden Maßnahmen der Abwehr und Bekämpfung (Kap. VI). Es folgt eine in ihren Dimensionen geradezu überwältigende und gleichwohl nicht erschöpfende Bibliographie (2/186–413), die allerdings ungegliedert ist und deshalb eher den Charakter einer Fundgrube hat.

Das Werk ist ein Exempel moderner historischer Epidemiologie. Dafür sorgt allein schon sein Gegenstand, die Pest: sie ist seit der Mitte des 14. und bis zur 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts ein ständiger Faktor der europäischen Geschichte. In Frankreich z. B. reihen sich die Pestepidemien von 1348 bis 1670 fast ununterbrochen aneinander, und noch 1720/22 folgte eine große Epidemie (vgl. die Tabelle 1/119 und die entsprechende für Gesamteuropa 1/125). Jede Generation hat in dieser Zeit den grauenvollen Ablauf erleben können. Die Pest wurde in der europäischen Geschichte geradezu zum Archetyp der Epidemie, das Wort ›Pest‹ zum Inbegriff unbegreiflichen Massensterbens; es ist deshalb nicht erstaunlich, daß so zahlreiche künstlerische wie literarische Zeugnisse der Auseinandersetzung mit ihr überliefert sind, deren Kette über das Aufhören der Epidemien hinaus bis in unsere Gegenwart reicht. Diese Krankheit hat, wie Biraben treffend bemerkt, die menschlichen Tätigkeiten »polarisiert« (1/337). Versteht man Krankheit überhaupt als Grenzsituation für Individuen und soziale Gruppen, so eröffnet gerade das Studium der Pestepidemien einzigartige Einblicke in das Entstehen und den Wandel von Denkschemata und Verhaltensformen.

1. Die Naturgeschichte der Pest wurzelt im ökologischen Zusammenleben bestimmter Nagerarten mit ihren typischen Parasiten (Flöhen) und dem Pestbazillus in permanenten Reservoirs (dazu die Karte 1/14) und in temporären Zentren (Hafen- und Großstädte). Deshalb ist die Pest zunächst keine Krankheit des Menschen (1/15) und sind die großen Pestepidemien nur Randerscheinungen eines anderen biologischen Geschehens. Im Gegensatz zu weit verbreiteten und jüngst neu begründeten Auffassungen (J. F. D. Shrewsbury) zeigt Biraben, wie schon vor ihm E. Rodenwaldt (1953), daß bei der epidemischen Ausbreitung die Rolle von Ratte und Rattenfloh eher gering ist (dazu 1/13 ff. und 333 ff.); die Bedeutung des Menschen selbst und seiner Parasiten ist unterschätzt worden. Die Symptome der Pest sind so charakteristisch, daß – im Gegensatz zu anderen Krankheiten – ihre Geschichte relativ leicht zu verfolgen

ist. Viele Epidemien wurden allerdings trotzdem zu Unrecht als ›Pest‹ interpretiert, so etwa die ›Pest‹ in Athen, die Thukydides so anschaulich beschrieben hat (1/23). Eindeutig bezeugt ist indessen die von Prokop, Gregor von Tours und Paulus Diaconus beschriebene frühmittelalterliche Pest, die von 541–767 in zahlreichen Wellen den Mittelmeerraum heimsuchte (vgl. die Tabelle 1/27 ff. mit den aus Annales 24, 1969, übernommenen übersichtlichen Kartenskizzen). Diese Pest kam aus den ostafrikanischen Reservoirs; die Gründe für ihr Erlöschen bleiben vorerst rätselhaft (dazu 1/45 und 336). Mehr als fünfeinhalb Jahrhunderte lang gibt es keine Pest. Erst 1347 wird sie wieder eingeschleppt, dieses Mal aus den weiten Steppen Nord- und Zentralasiens; ihr Erscheinen ist eine Folge der »Entdeckung« Asiens durch die Europäer seit der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, und ihr Vordringen vollzog sich in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts entlang der großen west-östlichen Handelswege (1/52 f.). Sorgfältig hat Biraben die Ausbreitung in Europa selbst verfolgt (dazu die Tabelle 1/74–81, die einige insgesamt aber nicht ins Gewicht fallende Fehler enthält). In der Auswertung seiner Feststellungen kommt Biraben zu wesentlich genaueren und differenzierteren Ergebnissen, als sie noch 1962 É. Carpentier in einer seither oft übernommenen Karte, noch 1965 H. Mollaret und J. Brossollet in ihrer Karte niederlegten. Der Annahme einer gleichförmigen Ausbreitung von Süden nach Norden hat Biraben mit Recht den Hinweis auf die große Bedeutung der Seewege, Wasserstraßen und Hafenplätze entgegengestellt (s. 1/85 ff. und 2/92 ff.; dazu die leider sehr unübersichtliche und zudem schlecht gedruckte Karte 1/88 f.). Entgegen den noch in der neuesten englischen Forschung geäußerten Auffassungen war die Pest 1348 vermutlich schon sehr früh von Bordeaux aus nach England und in die Normandie eingeschleppt worden; von hier aus ist sie nach Süden in die Île-de-France eingedrungen (1/92 ff.). Das (nach K. Lechner) bisher angenommene früheste Pestdatum auf deutschem Boden (Mühldorf am Inn, Juni 1348) dürfte auf einem Irrtum beruhen, wie Biraben mit Recht anmerkt (1/92). Nur scheinbar trivial ist die mehrfach wiederholte Feststellung, daß die Pest sich nicht von selbst ausbreitete, sondern so, wie sich die Menschen und Menschengruppen bewegten: »la contamination se fait, non pas par voisinage mais par transport« (1/287, vgl. 2/94 ff.). Dies erklärt die schon von den Mitlebenden mit Erstaunen vermerkte »Sprunghaftigkeit« und »Unberechenbarkeit« der Pest, und es erklärt auch die modernen Demographen vielfach so verdächtigen großen Unterschiede in der Mortalität an einzelnen Orten. Die Ausbreitung zu Lande erfolgte im Verlauf der großen Straßen, durch Reisende, Pilger, Kaufleute, Bettler; größere Orte waren deshalb oft zuerst betroffen. Biraben hat eine ›lange Reihe‹ von bezeugten Pestvorkommen in den verschiedenen Regionen Europas und des Mittelmeerraums erarbeitet (über die Kriterien 1/123 ff.; das Ergebnis ist dargestellt als nicht-namentliche Liste in Anhang III, 1/363–374, und als namentliche Liste in Anhang IV, 1/375–449). Auf diese Weise gelingt ihm die Abgrenzung zweier großräumiger Verbreitungsgebiete mit unterschiedlichen Pestphasen, eines nördlich-westlichen, das von Spanien bis nach Skandinavien und dem nördlichen Rußland reicht, und eines südlich-östlichen, das Nordafrika, den Balkan und den Vorderen Orient umfaßt (dazu die Karte 1/111). Im okzidentalbereich gewinnt

die Pest trotz günstiger klimatischer Bedingungen keine dauerhaften Zentren und verschwindet als Massenseuche, bis jetzt endgültig, nach 1722. Im orientalischen Bereich dagegen liegen einige der permanenten Reservoirs; trotzdem traten auch hier nach 1842 keine größeren Epidemien mehr auf. Zwischen beiden Bereichen hat vom 14. bis 18. Jahrhundert der Mittelmeerhandel die Kontakte geschaffen. Die ›lange Reihe‹ ermöglicht auch genaue Feststellungen über die zyklischen Schwankungen und über das merkwürdige Verschwinden und Wiederkehren der Pest. Eine Analyse der dafür möglicherweise verantwortlichen Faktoren (Immunität, Zyklus der Sonnenflecken, Klimaschwankungen, Kriege, Hungersnöte) verläuft insgesamt negativ, das zyklische Verhalten der Pest bleibt vorerst ein Rätsel. Biraben weist darauf hin, daß eine genauere Erforschung der Nagetiere und ihrer Epizootie in den permanenten Reservoirs darüber genauere Aufschlüsse erbringen könnte (1/154, 292 ff., 336 f.).

2. Besonderes Gewicht hat das umfangreiche Kap. IV über die demographischen Folgen (1/155–332). Mit Umsicht und Nüchternheit hält sich Biraben von den pauschalen Verallgemeinerungen älterer und neuester Forschungen ebenso fern wie von der neuerdings vielfach üblichen Skepsis gegenüber den Erkenntnismöglichkeiten anhand prä- und protostatistischer Quellen. Seine Ergebnisse lehren einmal, daß für bestimmte Orte ermittelte (hohe oder niedrige) Verlustziffern nicht verallgemeinert werden dürfen, zum anderen, daß man trotz der Problematik der Quellenlage (dazu 1/156 f.) und trotz methodischer Schwierigkeiten (z. B. bei der Ausgrenzung von Bevölkerungsverlusten durch Wanderungen) gleichwohl zu in sich und untereinander kohärenten Ergebnissen gelangen kann, und schließlich, daß sich gerade deshalb jede Unterschätzung und Verharmlosung der demographischen Folgen von Pestepidemien verbietet. Biraben beweist dies z. B. durch eine erneute, sorgfältige Interpretation der sog. ›Pfarregister‹ (richtig: Verzeichnisse pfarrlicher Einkünfte, s. 1/158 und 163) aus Givry und S. Nizier/Lyon gerade für das Jahr 1348. Aufschlußreich sind auch die Berechnungen zur Mortalität im französischen Episkopat 1347–49. Aus den Berechnungen für die folgenden Jahrhunderte seien hier nur genannt jene zur Demographie von Barcelona von 1348 bis 1653 (1/198 ff.; vgl. die graphische Gesamtdarstellung 1/204 und die Tabelle 1/216 f.); sie haben in den zu Pestzeiten von 1457 bis 1590 geführten täglichen Statistiken über die Sterbefälle eine solide Grundlage. Wichtig sind auch die Untersuchungen zur südfranzösischen Pest von 1720/22. Der Reichtum des Materials macht diesen Teil zum Musterfall, an dem (durch Karten und Skizzen gut veranschaulicht) Verbreitung, Dauer, jahreszeitliche und klimabedingte Schwankungen sowie Morbidität, Mortalität und Letalität für jeden einzelnen Ort ermittelt werden können (vgl. die Tabellen 1/256 ff.). Bemerkenswert sind die außerordentlich großen Unterschiede in Morbidität und Mortalität: oft ist die Mehrzahl der Bewohner erkrankt, oft sind es nur wenige (1/296). Insgesamt verloren damals 17% der Orte mehr als die Hälfte der Bewohner, 34% mehr als ein Drittel (1/298); die größte Sterblichkeit war in den Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern zu verzeichnen (1/299): hier betrug sie rund 39%, in Marseille sogar 50% (1/301). In vorsichtigen Überlegungen versucht Biraben Extrapolationen für frühere Jahrhunderte. Er berechnet die allein der Pest zuzuschreibenden

Bevölkerungsverluste für ganz Frankreich im 17. Jahrhundert auf etwa 5 bis 7,7%, hält allerdings, sicher zu Recht, die Sterblichkeit im 14. und 15. Jahrhundert für höher (1/309 f.), obwohl diese gewiß nicht die ungeheure Größe von 42% der Gesamtbevölkerung Frankreichs erreicht haben kann, die jüngst E. Le Roy Ladurie angenommen hat.

3. Die Ausbreitung der Pest ist wesentlich vom Verhalten der Menschen bestimmt, dieses wiederum von ihren Auffassungen über die Krankheit. Die historische Demographie führt deshalb hinein in die Sozialgeschichte der Pest. Seit dem 14. Jahrhundert wird das Verhalten der Menschen geprägt von der Erkenntnis der ungewöhnlichen Dimensionen des Geschehens und seiner ›Spezifität‹ (2/41), von seiner Unerklärlichkeit und nicht zuletzt von dem oft erschreckend jähen Beginn mit schnell steigender Zahl plötzlicher Todesfälle (vgl. 1/155 und 187). Furcht und Panik sind dominante Faktoren (vgl. 2/37 f. und 99 ff.), sie bestimmen das Verhalten bereits beim vorseilenden Gerücht vom Nahen der Pest. Mit Recht hat Biraben, im Gegensatz zu manchen neueren Auffassungen, die Pogrome von 1348/49 und die Geißlerbewegung wieder in den Zusammenhang mit der Pest gerückt (1/57 ff. und 65 ff.; leider sind die dazu gehörenden Karten 1/62 und 1/68 ebenfalls sehr unübersichtlich; man vergleiche im ›Atlas zur Kirchengeschichte‹, 1970, die Karte Nr. 65, wo allerdings die jetzt überholte Verbreitungskarte der Pest von Carpentier verwendet wurde). Ganz offenkundig wirkten die sozialen Verhältnisse begünstigend oder hemmend auf die Morbidität. Angehörige der Oberschichten waren oft weniger betroffen, sie verfügten über bessere und zeitigere Informationen und die Möglichkeit einer organisierten Flucht. Die Masse der Bevölkerung dagegen war der Epidemie ausgeliefert, ihre regellose und panische Flucht förderte die Ausbreitung der Epidemie. Manche Angehörigen der sozialen und geistigen Führungsschichten waren allerdings ihrer Funktion oder ihres Berufs wegen einer überdurchschnittlichen Mortalität ausgesetzt (Priester, Mönche, Ärzte, Notare, Ratsmitglieder, dazu 1/174 ff.). Die Folgen der Pestfurcht lassen sich auch im Bereich des Heirats- und des Sexualverhaltens nachweisen (1/310 ff.). Den Leser überrascht allerdings, daß Biraben ausgerechnet im Bereich der »mentalités« manches außer acht läßt, was hier hätte dargestellt werden können. Es bleibt unerwähnt, daß die Pest schon im 14. Jahrhundert das europäische Denken in ganz neuer Intensität und auf neuen Wegen zur Reflexion über den Tod veranlaßt hat: In der Darstellung des Todes, in dem Aufkommen der literarischen und künstlerischen Formen des Totentanzes, in der Literaturgattung der ›Artes moriendi‹. Auch sind die bedeutsamsten Todesreflexionen des nachantiken Europa, bei Johannes von Tepl und Montaigne, vom Erlebnis der Pest geprägt. Im Hinblick auf die Sozialgeschichte vermißt man eine angemessene Berücksichtigung der mittelalterlichen Gildenbewegung, die sich im Spätmittelalter unter dem Eindruck der Mortalitätskrisen des 14. und 15. Jahrhunderts noch einmal erstaunlich manifestierte (›Elendengilden‹; die Bemerkungen auf 2/84 sind allzu knapp).

4. In eindrucksvoller Weise zeigt Biraben, wie der sozialen und ökonomischen Desorganisation in Pestzeiten umfassende Bemühungen der Reorganisation entgegentraten: »L'intérêt des autorités administratives pour la peste est le fait capital, le point de départ essentiel de toutes les réglementations administratives

ultérieures dans le domaine de l'hygiène publique« (2/102). Die Folgen der Pestepidemien für die Institutionengeschichte in Europa sind also grundsätzlicher Art; gerade auf diesem Feld kann der fortschreitende Prozeß der Institutionalisierung, der Zentralisierung und der Rationalisierung eindrucksvoll verfolgt werden. Sichtbar wird das bereits in der Pest von 1348, und seit der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts gewinnt dieser Prozeß eine rasche Beschleunigung. Schon aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts sind zahlreiche obrigkeitliche Anordnungen mit umfassenden Bestimmungen erhalten; ihre Zahl nimmt im 16. Jahrhundert zu (2/104 ff.). Gleichzeitig entstehen besondere Gesundheitsbehörden (2/138 ff.). Im einzelnen richtete sich die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf Information und Kontrolle (Einholung von Gutachten, Enquêtes über Herkunft und Ausbreitung einer Epidemie, Schutz der Bewohner durch »Patente« für einlaufende Schiffe seit Anfang und durch Gesundheits-»Pässe« für Fremde seit Ende des 15. Jahrhunderts) und dann vor allem auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung; man sorgte für die Sicherstellung der ärztlichen und pastoralen Betreuung (im äußersten Fall durch Zwang), für die Beseitigung und das Begräbnis der Toten (oft durch zwangsverpflichtete Sträflinge), für die Reinigung und Desinfektion von Straßen und Häusern. Dazu trat die Versorgung mit Lebensmitteln, die wegen der Flüchtlingsströme oft höchst schwierig war. Von zwingender Notwendigkeit waren Maßnahmen gegen Gewalttaten und Plünderungen. Hinzu kommt, schon im 14. Jahrhundert, das Bedürfnis nach statistischer Erfassung der Todesfälle oder Begräbnisse und des Bevölkerungsrückgangs (2/107 ff.). Ein weiteres gravierendes Problem bildete in Pestzeiten die »Schere«, die sich zwischen schrumpfendem Steueraufkommen und wachsenden finanziellen Belastungen durch zunehmende öffentliche Aufgaben auftat (2/150 ff.). Gerade die in den Vordergrund tretende öffentliche Organisation hat wohl entscheidend dazu beigetragen, daß es in Europa seit 1722, im Orient seit 1842 keine größeren Pestepidemien mehr gegeben hat, also von einem Zeitpunkt an, der lange vor der Entdeckung des Pesterregers (1894) und der Infektkette (1898) liegt. Im Gegensatz zu verbreiteten medizingeschichtlichen Annahmen ist demnach das Ende der Pestepidemien in Europa und im Vorderen Orient nicht eine Folge des bakteriologischen Fortschritts.

5. Diese Bemerkung führt in den Bereich der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte hinein. Biraben zeigt die Vielfalt, die verschiedenen Stränge und Schichten des Wissens über die Pest vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Eine zeitgenössische Antwort auf die Frage nach dem »Woher« der Krankheit enthielten die theologischen, auch dämonologischen Vorstellungen (die Pest als Strafe Gottes), die sich in den zu Pestzeiten üblichen gottesdienstlichen Begehungen, aber auch in magischen Praktiken ausdrückten (2/56 ff.). Die vom 14. und bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein herrschende medizinische Lehre berief sich auf die antiken Autoritäten Hippokrates und Galen und erklärte die Krankheit als Folge der verdorbenen, der »verpesteten« Luft (2/20 f.). Die aus dieser Lehre abgeleiteten Maßnahmen konnten in der Regel natürlich nicht wirkungsvoll sein. Von allergrößter Bedeutung war deshalb, daß daneben schon sehr früh die konkrete Erfahrung der Pest ein Alltagswissen hervorbrachte, das auf dem Gedanken der »Ansteckung« (Kontaktinfektion) beruhte. Zweifellos hat dieses All-

tagswissen die in Pestzeiten so charakteristische Sprengung aller sozialen Bindungen und Verpflichtungen bewirkt, von der Mitlebende immer wieder fassungslos berichteten. Das Schema ›Ansteckung‹ hat aber auch alle wichtigen und letztlich erfolgreichen Maßnahmen gegen die Pest ausgelöst (dazu 2/160 ff.), u. a. die Verbote der Massenflucht, die Anlage von außerhalb und abseits gelegenen Pestfriedhöfen, die Isolierung der Erkrankten in besonderen Spitälern spätestens seit dem 15. Jahrhundert und vor allem die ›Erfindung‹ der Quarantäne in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts (2/173 ff.) sowie später des ›cordon sanitaire‹. Vereinzelt Begründungen und Ausführungen der Ansteckungs-Theorie von gelehrter Seite, u. a. durch G. Fracastori 1546, durch B. Landi 1555, durch A. Kircher 1658 (*contagium vivum* durch unsichtbare Lebewesen), konnten sich gegen die herrschende medizinische Lehrmeinung trotzdem nicht durchsetzen (2/18 f. und 51 f.). Erst nach dem Erfolg jener praktischen Maßnahmen, denen die Vorstellung von der Ansteckung zugrunde lag, gewann die Ansteckungs-Theorie im Lauf des 18. Jahrhunderts auch in der gelehrten Welt allmählich breitere Anerkennung (u. a. durch Linné). In diesem Fall standen also jahrhundertlang Auffassungen des Alltagswissens im Gegensatz zu den vorherrschenden »wissenschaftlichen« Lehrmeinungen. Dieser höchst merkwürdige Sachverhalt bedarf noch genauerer Erforschung, die von den beiden Endpunkten des Prozesses auszugehen hätte: einmal im Blick auf die sehr große Zahl noch wenig bekannter, z. T. noch unveröffentlichter Pest-Schriften gerade des 14. und 15. Jahrhunderts, zum anderen im Hinblick auf die Anfänge der Epidemiologie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und deren weitere Entwicklung bis zur modernen Bakteriologie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Monographie von Biraben ist als Markstein einer sozialgeschichtlich orientierten historischen Epidemiologie zugleich ein Beispiel für den Rang der französischen Geschichtswissenschaft, auch wenn der Verfasser sich nicht als Historiker versteht (1/71). Sie überzeugt durch Umsicht und Behutsamkeit ebenso wie durch deskriptive und analytische Kraft. Sie ist ausgezeichnet durch eine Vielfalt an Konzepten und Horizonten und enthält deshalb auch einen reichen Ertrag an Erkenntnissen. Historische Forschung dieser Art, die in selbstverständlicher Weise durch Gegenwartsfragen angeregt ist, braucht nicht besorgt zu sein um ihre »Legitimierung« und um ihren Gegenwartsbezug: sie enthält ihn überzeugend und jenseits von allen angestrebten Bemühungen um die »Aktualität« historischen Wissens.

Otto Gerhard OEXLE, Münster/Westf.

Pierre LEGENDRE, *L'amour du censeur. Essai sur l'ordre dogmatique*, Paris (Seuil) 1974 (Le champ freudien, collection dirigée par Jacques Lacan).

Die Untersuchung von Pierre Legendre setzt mit Justinian ein und führt bis in unsere Zeit. Legendre analysiert Recht und Rechtswissenschaft als ein Mittel der »Macht«, das die Menschen dazu anhält, diese Macht und ihre Vertreter zu lieben. Dabei interessiert ihn speziell die Funktion des »Dogmatismus« inner-